

dlv

Rabindranath R. Maharaj

Der Tod eines Guru

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

18. Auflage 2007

© 1977 by J.B. Lippincott Company Publishers, New York
Originaltitel: »Death of a Guru«

© 2007 der deutschen Ausgabe:
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

früher erschienen im Schwengeler Verlag
Übersetzung: Benedikt Peters
Umschlaggestaltung: Lucian Binder, Marienheide
Satz: CLV
Druck: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-89397-414-6

Inhalt

Vorwort	7
Der Avatara	11
Asche auf dem Ganges	37
Karma und Schicksal	54
Pandit Ji	67
Der junge Guru	81
Shiva und ich	88
Heilige Kuh	100
Reicher Mann, armer Mann	106
Der unbekannte Gott	117
»Und das bist du!«	121
Guru Puja	129
Karma und Gnade	142
Erleuchtung!	149
Der Tod eines Guru	154
Neuanfang	172
Wiedersehen und Abschied	189
Wo Ost und West sich begegnen	198
Leben durch Sterben	208
Unterwegs	221
Nachworte (gekürzt)	239
Epilog	242
Wörterklärungen	247

Vorwort

Ich könnte nicht behaupten, meine Festnahme an jenem stürmischen Novembermorgen 1975, als ich die Grenze von Pakistan nach Indien überqueren wollte, sei völlig überraschend gekommen. Ich hatte die Gefahr wohl vorausgesehen, aber es war mir so wichtig gewesen, nach Indien zu kommen, dass ein Zögern nicht in Frage gekommen war. Und warum sollte ich mich jetzt um etwas sorgen, das vielleicht nichts anderes war als eine kurze Verzögerung ... oder das Unvermeidbare, das ich halbwegs befürchtet hatte.

Man hatte mir bedeutet, draußen zu warten, während meine Papiere untersucht wurden. Zehn Minuten war ich schon vor dem unfreundlichen Gebäude unter den kühl beobachtenden Augen der Grenz-wachen langsam auf- und abgeschritten. Langsam begann ich zu ahnen, was geschehen würde, und je länger es dauerte, desto sicherer wurde ich.

In Gedanken versunken hatte ich den Beamten kaum bemerkt. »Sie sind Rabindranath Maharaj?«, fragte er, während er das Foto im Pass mit meinem bärtigen Gesicht verglich. ›Warum der Bart?‹, schien er zu denken – oder vielmehr: ›Natürlich, ein Bart!‹

»Ja, der bin ich«, lächelte ich freundlich zurück. Das war eine ganz natürliche Reaktion. So kannten mich auch meine Freunde, wofür sie mich oft rühmten. ›Ja, Rabi ist solch ein liebenswürdiger Kerl. Selbst in dieser Situation‹, dachte ich! Innerlich war mir aber ganz und gar nicht nach einem Lächeln zumute. »Folgen Sie mir!« Er drehte sich schnell um und gab mir ein entsprechendes Zeichen.

Ich wurde in ein Hinterzimmer des niedrigen Ge-

bäudes geführt, wo mich mehrere uniformierte Beamte mit düsterer Miene erwarteten. Dort, ungesehen von den Augen der wenigen Touristen, die ohne Verzögerung die Grenze in beiden Richtungen passierten, hörte ich die niederschmetternden, wenn auch halb befürchteten Worte: »Sie sind verhaftet!« Mir wurde zum ersten Mal bewusst, wie kalt und hart die Pistolen aussahen, die sie alle trugen.

»Warum spionieren Sie für die indische Regierung?« Die Frage kam vom höchsten der anwesenden Beamten, der hinter dem Tisch saß. »Das mache ich doch gar nicht!«, protestierte ich. »Und das sollen wir glauben?«, versetzte er mit einem höhnischen Lachen. »Haben Sie sich wirklich eingebildet, wir würden Sie ausreisen lassen?«

Ich war natürlich Inder und Inder reisen normalerweise nicht in Pakistan. Millionen waren aus diesem Land geflohen, nachdem es durch die Aufteilung der Indischen Union unter moslemische Herrschaft gekommen war, und Tausende waren brutal niedergemetzelt worden, bevor sie das Land verlassen konnten. Jenseits der Grenze hatten Hindus Tausende von Moslems hingeschlachtet, während sie aus Indien in diese Freistätte flüchteten, die ihnen die Briten kurz vor Abzug aus diesem riesigen Gebiet ihres dahinschwindenden Reiches geschaffen hatten. Seit der Teilung war es zu mehreren Grenzkonflikten zwischen indischen und pakistanischen Truppen gekommen. Pakistan würde Indien die jüngste Einmischung in den Ost-West-Pakistanischen Bürgerkrieg, der zur Unabhängigkeit von Bangladesch geführt hatte, weder vergeben noch vergessen. Kein halbwegs vernünftiger Inder würde solch feindliches Gebiet betreten, es sei denn unter einem ganz

besonderen Auftrag. So dachten meine Fragesteller – und sie hatten eigentlich recht.

Die Beweislast gegen mich war erdrückend; so schlossen sie, nur sprachen sie das nicht aus. Das gehörte zu den Spielregeln – und ich wusste nur zu gut, dass sie mir alles zur Last legen konnten. Ich war wehrlos. Mein Nachname zeigte ihnen, dass ich zur höchsten Hindukaste gehöre, und bei solcher Feindschaft zwischen Indien und Pakistan genügte diese Tatsache schon, um die Anklage zu bestätigen. Was könnte schließlich ein Inder – und zudem noch ein Brahmane – in Pakistan vorhaben, wenn nicht spionieren?

Ich kannte genügend Geschichten, um zu wissen, dass ich weder auf ein Verhör noch auf eine ordentliche Gerichtsverhandlung zu hoffen brauchte. Natürlich war ich kein Spion, obwohl sie meinen Auftrag in Pakistan, den ich eben erfolgreich abgeschlossen hatte, zweifelsohne als genauso feindlich wie Spionage beurteilt hätten, wäre er ihnen bekannt gewesen. Ich schaute von einem düsteren Gesicht zum anderen. Als ich merkte, wie sie alle meine Unschuldsbeteuerungen ungläubig abwiesen, überfiel mich plötzlich ein Gefühl völliger Hoffnungslosigkeit. Das ist bestimmt mein letzter Tag ... und noch so viel Arbeit sollte getan werden.

Keine Zeitungsnotiz, keine formale Ankündigung würde meine Hinrichtung begleiten. Ich würde ganz einfach spurlos verschwinden. Und meine Mutter, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, wartete in der Nähe von Bombay auf mich! Sie würde nie erfahren, was geschehen war, noch warum. Nach einigen formalen Nachfragen meiner Regierung würden die Pakistani genauso formal bestreiten, etwas von mir zu

wissen. Ich würde als ein weiteres Opfer dieses geheimen Krieges, von dem die Nachrichtenmedien nie Bericht erstatten, bald vergessen werden.

Als ich so allein dasaß und streng bewacht auf die Ankunft des Mannes wartete, den sie Chef nannten – er wollte mich persönlich ausfragen –, kam mir eine Idee. Das war vielleicht die Möglichkeit, doch noch frei zu werden! Dazu müsste ich diese harten Polizisten allerdings von etwas schier Unglaublichem überzeugen können. Einen Versuch war es wert. Vielleicht würde sich gerade die Eigenartigkeit der Geschichte zu meinen Gunsten auswirken, vielleicht würde der Chef einsehen, dass sie zu unglaublich ist, um erlogen zu sein.

Um verstanden zu werden, müsste ich die unglaubliche Geschichte ganz von vorne erzählen – anfangen mit meiner Kindheit in Trinidad.

Der Avatara

Unser Leben mag noch so erfüllt sein, gewisse Dinge werden wir immer bereuen, wenn wir zurückblicken. Als tiefsten Verlust empfinde ich den frühen Tod meines Vaters Chandrabhan Ragbir Sharma Mahabir Maharaj. Wie wünschte ich, dass er noch lebte! Der frühe und geheimnisvolle Tod dieses außergewöhnlichen Mannes erklärt aber mein Bedauern nicht gänzlich. So viel ist seitdem geschehen, das noch bemerkenswert ist. Oft frage ich mich, was er wohl von alledem halten würde, wenn ich es ihm nur erzählen könnte.

Ihm erzählen! Er hat uns nie etwas erzählt. Wegen der Gelübde, die er noch vor meiner Geburt auf sich nahm, hat er auch nicht ein einziges Mal mit mir gesprochen noch sonst mir die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Auch nur zwei Worte von ihm hätten mich unsagbar glücklich gemacht. Nichts in der Welt wünschte ich so sehr, wie von ihm zu hören: »Rabi, Sohn!« Und wenn es nur einmal gewesen wäre. Aber ich erlebte es nie.

Acht lange Jahre kam nicht ein einziges Wort über seine Lippen, nicht einmal eine leise geflüsterte Vertraulichkeit an meine Mutter. Den tranceartigen Zustand, den er erreicht hatte, bezeichnet man im Osten als eine höhere Bewusstseinsstufe. Man kann sie allein durch tiefe Meditation erreichen – oder durch Einnahme bestimmter Drogen wie LSD. Wem der östliche Mystizismus unbekannt ist, mag solches Verhalten höchst befremdend vorkommen. Traditionsgemäß betrachtete die westliche Gesellschaft, die ihre Grundlagen im wissenschaftlichen Materialismus

weiß, mystische Erfahrungen als Halluzinationen, die purem Aberglauben entspringen. Neu erbrachte wissenschaftliche Beweise psychischer Phänomene begannen jedoch diese Haltung zu verändern, sodass man heute eine ganz neue Offenheit gegenüber dem Okkulten beobachten kann. Wir Inder wissen schon seit Jahrtausenden, dass in Yoga wirklich Kraft liegt. Mein Vater hat das bewiesen. Er war ein echtes Beispiel für das, was Gurus und Yogis, die jetzt in Europa und Amerika berühmt geworden sind, lehren. Wovon sie reden, das hat er ausgelebt, und zwar so, wie es nur wenige je getan haben.

»Warum ist Vater so?«, fragte ich Mutter, als ich noch zu klein war, um es zu verstehen. »Er ist etwas ganz Besonderes – einen größeren Mann könntest du nicht zum Vater haben«, war stets die geduldige Antwort auf meine ständigen Fragen. »Er sucht das wahre Ich, das in uns allen wohnt, das ›Eine Allumfassende Wesen‹. Und genau das bist du auch, Rabi.«

Natürlich verstand ich das zuerst nicht. Aber es dauerte nicht lange, da glaubte auch ich, dass er das Edelste erwählt hatte, was ein Mensch erwählen kann. Mutter hat mir das immer wieder beteuert und neben ihr viele andere auch. Sie alle meinten, Buddhas ›Große Absage‹ sei kaum mit der Absage meines Vaters zu vergleichen. Als ich alt genug war, um die heiligen Schriften zu erforschen, gab ich ihnen recht. Die Absage meines Vaters war vollständig und sie kam urplötzlich, nur wenige Tage nach der Hochzeit. Wäre sie nur etwas früher geschehen, wäre ich nie geboren worden.

Obwohl ich begriffen hatte, dass eine höhere Wahl meinem Vater nicht erlaubte, mit mir, seinem einzigen Kind, zu sprechen, konnte ich die nagende Leere, das

ungestüme Verlangen, den sonderbar unangenehmen Hunger nicht leugnen, mit dem zu leben und den zu missachten ich lernte, den ich aber nie überwand. Aber irgendwelche Bitterkeit wäre undenkbar gewesen. Für den Hindu ist die Bhagavadgita das Buch der Bücher, und mein Vater hatte es mutig gewählt, nach ihr zu leben. Wie hätte ich auch nach all der religiösen Belehrung meiner Mutter irgendwelchen Groll gegen ihn hegen können? Aber dennoch hatte ich Sehnsucht nach seiner Gemeinschaft.

Niemand, nicht einmal meine Mutter, wusste genau, welche Gelübde er auf sich genommen hatte. Man konnte sie nur aus der ungewöhnlichen Lebensart, die er plötzlich angenommen hatte, erraten. Im Lotussitz auf einem Brett, das auch sein Bett war, verbrachte er die Tage in Meditation und mit Lesen der heiligen Schriften. Etwas anderes tat er nicht. Man kann ohne Mantras nicht meditieren; ihre Schwingungen ziehen die Götter an, und ohne die Hilfe dieser Geistwesen wird der Meditierende von seinen Übungen keinen großen Gewinn haben. Mein Vater aber war über den Gebrauch von Mantras erhaben. Wir dachten alle, er stehe in direkter Verbindung mit Brahman. Er war so völlig in sich gekehrt, um das wahre Selbst zu verwirklichen, dass er von keiner menschlichen Gegenwart irgendwelche Notiz nahm, obwohl Bewunderer von weit her kamen, um ihn anzubeten und vor ihm ihre Opfer aus Blumen, Baumwollstoff und Geld niederzulegen.

Niemand konnte ihn je zu irgendwelcher Anteilnahme bewegen. Er schien in einer anderen Welt. Jahre danach gelangte ich zu einer Meditationsstufe, die tief genug war, um im geheimen Universum fremder Planeten und aufgefahrener Meister auf Reisen zu ge-

hen, dort, wo sich scheinbar mein Vater aufhielt. Zu meiner großen Enttäuschung traf ich ihn dort nicht an.

Aber ich greife vor. Zu solchen Erfahrungen kommt man nicht so leicht, noch kann man sie ohne Weiteres solchen verständlich machen, die das Universum nicht anders erfahren haben als durch den einschränkenden Filter unserer fünf Sinne. Wir müssen die Reise langsam anfangen.

Als ersten Schritt müssen wir unsere langjährigen Vorurteile beiseitelegen, besonders das völlig irrationale Festhalten an der Auffassung, dass alles, was mit den groben Instrumenten heutiger Technologie nicht erfasst werden kann, unreal sein müsse. Selbst Dinge, die wir zu kennen meinen, liegen außerhalb jener Grenze, denn wer versteht schon, was Leben ist, oder Energie, oder Licht? Und welches Instrument wäre fähig, Liebe zu messen?

Schon als kleiner Junge regte sich in mir jedes Mal ein unbändiger Stolz, wenn in meiner Gegenwart mein Vater gerühmt wurde, und das geschah nicht selten. Voller Ehrfurcht und Bewunderung sprachen religiöse Hindus von diesem Mann, der den Mut und die Überzeugung hatte, höhere, geheimnisvolle Wege zu beschreiten.

Viele – selbst der größte Pandit, den ich je kannte – meinten, Vater wäre ein Avatara. Schon Jahre bevor ich dieses Wort verstand, hörte ich es. Es klang gut – und so besonders! Ich wusste, dass auch ich etwas Besonderes war, denn war er nicht mein Vater? Eines Tages würde auch ich ein großer Yogi sein. Zuerst war es eine kaum verstandene leise Ahnung. Im Laufe der Jahre wurde sie zur Überzeugung.

In meinen wildesten Träumen hätte ich mir jedoch

nicht vorstellen können, welche Überraschungen auf mich warteten; so vieles, das ich meinem Vater erzählen möchte, aber er lebt nicht mehr.

Ich stand oft vor diesem außergewöhnlichen Menschen, starrte in seine Augen, bis ich mich in ihre unauslotbaren Tiefen verlor. Mir war, als ob ich durch leeren Raum fiel und verzweifelt versuchte, mich irgendwo festzuhalten, oder nach jemandem rief und auf nichts als Leere und Schweigen stieß. Ich wusste, er hatte die Glückseligkeit erreicht, die Krishna, der Herr, Arjuna anbot. Er sah so friedvoll aus, wie er da saß, ohne Bewegung, sachte, rhythmisch ein- und ausatmend. Haupt- und Barthaare blieben ungeschnitten in all diesen Jahren, sodass sie ihm bis an die Hüften reichten. Ich fühlte mich dann immer in die Gegenwart eines Gottes versetzt.

Wir pflegten behutsam die Götter vom Familienaltar zu nehmen, streiften ihnen ihre weichen Stoffe ab, um sie dann wieder von Neuem einzukleiden. Wir badeten und kleideten sie mit großer Sorgfalt und Andacht. Genauso mit Vater. Gleich den Göttern im Andachtsraum tat er nichts, um seinen Körper zu versorgen. Er war ein Gott, den man pflegen, waschen, speisen und kleiden musste. Acht Jahre lang. Mein Vater war der Anweisung Krishnas gefolgt und hatte alle Bindungen an Rang, Begierden und den ganzen materiellen Bereich aufgegeben. Kein Wunder, dass die Leute voller Staunen von nah und fern kamen, um ihn anzubeten. Oft raunte man in feierlichem, andächtigen Ton, dass er gewiss schon Moksha erreicht habe und so dem Rad der Wiedergeburt entflohen war. Auf ihn warteten keine Geburten in diese Welt des Todes mehr, nur die ewige Glückseligkeit des Nirwana.

Er hatte diesen höchsten Pfad betreten, und noch

bevor sein geheimnisvoller Tod uns alle überrumpelte, wusste ich: Wir würden uns nie wiedersehen.

»Vishnu sagt, er werde ihn mit einer Ambulanz ins Sanatorium fahren lassen!« Ich stand draußen und aß gerade eine frisch gepflückte Mango, als ein leiser Morgenwind die Worte durch ein offenes Fenster trug. Die Stimme gehörte Phoowa Mohanee, der älteren Schwester und zugleich glühendsten Jüngerin meines Vaters. Sie war mit meiner Mutter damit beschäftigt, meinen Vater zu waschen. Sie liebte und verehrte ihn leidenschaftlich. Vishnu war ihr naher Verwandter, ein erfolgreicher Geschäftsmann, der keine Zeit für Religion und für meinen Vater nur unfreundliche Worte übrig hatte. Die Mango glitt aus meiner Hand. Ich drückte mich so nahe wie möglich ans Fenster, während ich den Atem anhielt, um besser zu hören.

Aber dann wurde das Gespräch undeutlich, überhört vom Plätschern des Wassers. Da war etwas mit Vishnu, der darauf beharrte, dass mein Vater »bald aufhören würde, wenn ihn die Leute nicht mehr wie einen Gott behandelten«. Unverständliche Worte für meinen kindlichen Verstand. »Schocktherapie« und »Psychiater« hörte ich durch das Fenster und dann etwas über Ärzte und Medizin. Verwirrung und Schreck ergriffen mich, besonders als ich hörte, wie Mutters Stimme fast so hysterisch wurde wie Mohanees. Sie war doch sonst immer so ruhig und gefasst. Es musste schon etwas sehr Ernstes sein, dass sie so beunruhigt war.

Unter den vereinzelt Kokosnusspalmen rann- te ich den vertrauten Weg hinab zu jener Zwei-Zimmer-Hütte aus Lehmwänden, einem Boden aus hart getretener Erde und Kuhmist und mit einem Dach aus Wellblech. Mutters Vater, Lutchman Singh, hat-

te einem alten Freund der Familie, Gosine, dort einen Platz auf seinem ausgedehnten Grundstück zugewiesen, nicht weit von dem Haus, das er meinen Eltern zur Hochzeit geschenkt hatte. Ich traf den dünnen, drahtigen Greis mit seinem braunen, runzeligen Gesicht, das aussah wie ein ehrwürdiges Pergament, in seiner gewöhnlichen Stellung an. Am Boden auf den Fersen hockend, saß er im dürftigen Schatten eines Nierenbaumes vor seiner niedrigen Hütte, das Dhoti zwischen die Beine geklemmt, die Oberarme auf den Knien und das Kinn in die beiden Hände gelegt.

»Was schaust du so traurig in die Welt, Sohn des großen Yogi?«, wollte Gosine gleich wissen, wobei er mich mit jenem weisen Gesichtsausdruck anblickte, der mich leicht glauben ließ, dass er ein Weiser aus alter Zeit sei, der aufs Neue geboren und jetzt wieder gealtert sei.

»Warum traurig?«, verteidigte ich mich im gleichen Trinidad-Dorfenglisch, das Gosine sprach. Es war mir zur zweiten Muttersprache geworden, trotz der Bemühungen meiner Mutter, die auf korrekter Grammatik bestand. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen, mich von der Umgangssprache all meiner Freunde in diesem Provinzstädtchen rein zu halten. »Du siehst auch nicht gerade glücklich aus«, gab ich zurück.

»Ich habe letzte Nacht kaum geschlafen. Ich fühle mich wie ein alter Waschlappen«, sagte Gosine ernst. Sein dichter, grauer Schnauzbart hüpfte dabei auf und ab. Ich weiß nicht, was mich mehr fesselte, jener schlotterige Schnurrbart oder die dichten Haarzotteln, die ihm aus den Ohren wuchsen. Schweigend hockte ich mich zu ihm hin. Wir waren gute Freunde, so gute, dass wir nicht miteinander reden mussten.

Nur bei ihm zu sein, gab mir schon ein beruhigendes Gefühl. Mehrere Augenblicke verstrichen, bevor ich den Mut hatte, auszupacken.

»Weißt du, was ein Psychiater ist oder Schockbehandlung?« Der alte Mann rieb sich das Kinn, während sich seine Stirn in tiefe Runzeln legte, bevor er antwortete.

»Großstadt-Geschwätz! Bedeutet nichts für uns hier. Wo hast du das Zeug gehört? Im Radio?«

»Es war Vishnu. Ich habe nicht ihn direkt gehört...«

»Vishnu ist kein schlechter Kerl, nur leichtsinnig. Mohanee muss ihm einmal die Meinung sagen. Dein Vater hat ihn ganz richtig behandelt, früher noch ...« Ich schwieg wieder, enttäuscht. Gosine war doch immer so unfehlbar weise. Vielleicht war es wirklich »Großstadt-Geschwätz«, aber irgendetwas hatte es doch zu bedeuten.

»Ich werde diese Hochzeit nie vergessen«, sagte er plötzlich, als ob er mir etwas Neues erzählen wollte, dabei hatte ich von ihm die Geschichte nahezu wörtlich mindestens zwanzig Mal gehört. »Junge, dein Vater ist ein großartiger Mann. Und du, du bist sein Sohn. Du hättest die Krone sehen sollen, die er zur Hochzeit trug. Alles voll von elektrischen Lampen, die blinkten und funkelten, angeschlossen an eine Batterie in der Tasche. Er hatte es selbst erfunden. Du hättest die Leute hören sollen, als er aus dem Wagen stieg, gerade vor Nanas Laden!«

»Warst du dabei?«, fragte ich unschuldig, als hätte ich es nicht gewusst. »Junge, ich sag dir: Was ich mit eigenen Augen gesehen habe, das habe ich nicht vom Hörensagen. Das war die größte und teuerste Hochzeit, die ich je erlebt habe. Ob ich dabei war! Denkst du, das wollte ich verpassen? Trommeln und Tanz

und eine Menge zu essen und zu trinken, genug, um dich für einen ganzen Monat satt zu essen. Und die Mitgift! Das hättest du sehen sollen! Das machst du deinem Vater nicht so schnell nach ... haha!«

Darauf folgte eine Pause, wie immer an diesem Punkt in der Geschichte. Er fuhr dann fort mit einem Anflug von Andacht in seiner Stimme. »Und all das gab er auf! Alles! Weißt du was? Ja, er ist ein Avatara!«

Gosine verfiel in Schweigen, um das Gesagte noch nachwirken zu lassen. Ich stand auf und wollte gehen. Normalerweise wäre ich geblieben und hätte weitergehört. Er hätte die Hochzeit hinter sich gelassen und vielleicht eine Geschichte aus dem Mahabharata oder der Ramayana von den Abenteuern der Götter angefangen. Er kannte die Hindureligion wie kaum ein anderer, sodass ich eine Menge von ihm gelernt hatte. Aber jetzt wollte ich kein Gerede mehr über meinen Vater hören. Ich ahnte, dass sich Schreckliches anbahnte, und Gosine zu hören, wie er meinen Vater pries, machte mich nur noch besorgter.

Inzwischen waren mehrere Tage ohne außergewöhnliche Ereignisse verstrichen. Schon begann ich die Drohungen Vishnus zu vergessen. Das Ganze war mir ohnehin nicht klar gewesen, und Mutter zu fragen, getraute ich mich nicht. Das Leben war voller Geheimnisse, wovon einige so furchteinflößend waren, dass man am liebsten nicht über sie sprach.

Meine Mutter war eine schöne Frau mit feinen Gesichtszügen, hochintelligent und mit einer ungewöhnlichen inneren Stärke. Ihre Ehe mit meinem Vater war natürlich nach indischer Sitte von ihren Eltern in die Wege geleitet worden. Sie war damals erst fünfzehn, die beste Schülerin der Klasse und begierig, ihr

Studium fortzusetzen, als sie vom Entschluss ihres Vaters, sie zu verheiraten, völlig überrumpelt wurde. Aus war der Traum vom Universitätsstudium in England. Der Schock machte sie krank, aber sie fügte sich dem Willen ihres Vaters. Zwei der angesehensten Pandits in der Gegend lasen die Handlinien des jungen Paares, konsultierten die Sterne und die Weisheitsbücher und schlossen daraus, dass der Segen der Götter zu dieser Vereinigung gewiss sei. Vielleicht dachte meine Mutter ganz anders, aber wer würde es wagen, die Weisung der Sterne und den Schluss der Pandits in Frage zu stellen? Auch ging es nicht an, dass sie ihre Eltern durch irgendwelche Anzeichen der Betrübnis enttäuschte. Den Hindus ist die Pflicht an Kaste und Familie heilig.

Ihr Gehorsam wurde kurz darauf durch einen noch tieferen Schock belohnt, als sich ihr Mann unversehens und ohne vorherige Warnung in eine Welt schweigender Meditation zurückzog. Selbst seine Augen flohen jedem Kontakt mit der Umwelt. Ich kann mir das Entsetzen meiner Mutter kaum vorstellen. Fünfzehn Jahre alt, frisch vermählt und dazu noch schwanger, musste sie mit ihrer neuen Lage fertig werden; das hieß auch für einen Mann sorgen, der wie ein taub, stumm und blind geborenes Kind gepflegt werden musste. Aber sie klagte nie. Als ich älter wurde, stellte ich fest, dass sie meinem Vater in zärtlicher Fürsorge ergeben war. Sie schien mit einem tiefen Einverständnis für seinen Weg gesegnet zu sein.

Still, besinnlich und tief religiös, war sie mir nicht nur Vater und Mutter, sondern auch meine erste Lehrerin des Hinduismus. Ich kann mich noch genau an die frühen Lektionen erinnern, die ich schon als Kind von ihr lernte, während ich dicht neben ihr im Familien-

andachtsraum vor dem Altar mit den vielen Göttern saß. Der schwere Duft der Sandelholzpaste, die man frisch auf die Götter gestrichen hatte, das flackernde Licht der Deya, das meine Augen wie einen Magneten anzog, und das feierliche Raunen der leise wiederholten Mantras schufen eine geweihte, geheimnisvolle Stimmung, die mich in tiefes Schweigen bannte. Von den Millionen Gottheiten, die den Hinduhimmel bevölkern, hatte unsere Familie sich ihre Lieblingsgötter ausgesucht. Schon als kleines Kind, bevor ich verstand, wen sie darstellten, fühlte und fürchtete ich die Macht der kleinen Figuren auf dem Altar und die Bilder an der Wand, die wir mit geweihten Perlen schmückten. Diese starren Augen aus Ton und Holz, Erz und Stein und bemaltem Papier schienen mich auch dann zu beobachten, wenn ich sie nicht beachtete. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass diese teilnahmslosen Figuren lebendiger waren als ich. Sie besaßen wunderwirkende, unerklärbare Kräfte, die uns alle mit Ehrfurcht erfüllten. Durch unsere Verehrung zollten wir ihrer furchteinflößenden Überlegenheit Anerkennung.

Nach erledigter Morgen- oder Abendpuja blieben Mutter und ich zurück, während die übrigen Familienangehörigen schon ihren weltlichen Sorgen und Pflichten nachgingen. Mutter schärfte mir ein, dass ich als Erstes Hindu sein müsse, gefestigt in der Ergebung an die Götter und treu in meinen religiösen Pflichten. Alles andere war zweitrangig. Von ihren Lippen vernahm ich, dass ich aufgrund meines vergangenen Karmas in die höchste Kaste hineingeboren war. Ich war ein Brahmane, ein irdischer Vertreter Brahmans, der ›Einen Wahren Wesenheit‹. Ja, ich war Brahman. Ich musste es nur noch verwirklichen, dieses mein wahres Ich.

Als ob die zwanzig Jahre, die seither verflossen sind, nur Tage wären, höre ich ihre sanfte, klare Stimme noch, wie sie Krishna, den Herrn, aus Lieblingsabschnitten in der Bhagavadgita zitiert.

»So soll er einsam, abgesondert sitzen ... begierdenfrei, an einem reinen Ort ... ein Meister seiner Sinne und Gedanken, in seinem Sitze ruhend, sorgenfrei. So soll er Yoga üben, um die Reinheit der gottgegebenen Seele zu erlangen. Sein Körper, Kopf und Hals seien unbewegt, und fest auf seiner Nasenspitze soll sein Auge haften ... und im Gelübde unerschütterlich, an mich nur denkend und in mich versenkt, ergibt er sich mit seinem ganzen Wesen in mich ... ein mächt'ger Herrscher in dem eig'nen Reich, geht er zum Frieden, ins Nirwana ein.«

Krishna war der Meister und Urheber des Yoga, wie die Gita lehrt, und mein Vater war sein ergebenster Jünger. Mit den schnell verstreichenden Jahren vertiefte sich in mir diese Überzeugung, bis ich selbst ein Yogi wurde.

Indem ich die Anweisungen meiner Mutter und das vollkommene Beispiel meines Vaters befolgte, begann ich mit fünf Jahren täglich die Versenkung zu üben. Ich saß in der Lotusstellung mit geradem Rücken da, die Augen starr auf nichts gerichtet. So ahmte ich den nach, der mir inzwischen mehr Gott als Vater geworden war.

»Du gleichst so sehr deinem Vater, wenn du meditierst«, sagte Mutter ruhig, doch mit sichtbarem Stolz. »Eines Tages wirst auch du ein großer Yogi werden!« Die zarten, oft wiederholten Worte festigten in mir den Entschluss, Mutter nicht zu enttäuschen.

Obwohl sie blutjung war, hatte Mutter ihre ungewöhnliche Verantwortung allein getragen. Sie ver-

suchte vor ihrem reichen Vater zu verheimlichen, dass sie manchmal, als ich noch ein Säugling war, die Nachbarn um das Wasser bat, in welchem sie ihren Reis gekocht hatten, um mich damit zu sättigen. Großvater Singh, den wir Nana nannten, kam schließlich doch dahinter. Er bestand darauf, dass Mutter ins Elternhaus ziehe. Revati, Mutters Schwester, erbat sich immer wieder die Erlaubnis, dort zu wohnen.

In regelmäßigen Abständen erschien sie mit ihrer wachsenden Kinderschar und bat unter Tränen um Unterkunft. Sie zeigte die hässlichen Spuren der letzten Tracht Prügel, die ihr der Gatte, ein schwerer Rumtrinker, verpasst hatte. Das geschah recht häufig, sodass Großvater Revati jeweils einige Wochen aufnahm, sie dann aber zurückschickte. Er hatte schließlich in diese Ehe eingewilligt, und er wollte sich den Ruf wahren, dass er Wort halte. Tante Revati tauchte unvermeidbar wieder auf, geschlagen und gezeichnet, mit den Kindern im Schlepptau und natürlich schwanger. Nach der Geburt des jeweiligen Kindes pflegte Großvater sie wieder zurückzuschicken. Nach dem fünften Kind und Großvaters Tod zog Tante Revati zu uns ins große Familienhaus. Ich freute mich über die Vettern und Cousinen, die jetzt zugezogen waren. Wir lebten gewöhnlich mit fünfzehn oder zwanzig von Nanas Nachkommen zusammen. Da waren Tanten, Onkel, Vettern, Cousinen und Nanee, seine Witwe, die wir alle liebevoll »Ma« nannten – eine typische indische Großfamilie.

Nana starb, als ich noch sehr jung war. Er schlief im Zimmer, das Mutter und ich später teilten. Sein Rum- und Kurzwarengeschäft unten und der große Wohnteil oben widerhallten noch lange nach seinem Tod von seinen zornigen Tritten. Bei solchen

Gelegenheiten konnte man fühlen, wie sein Geist bedrückend in den Wänden seines selbst gebauten, burgartigen Wohnhauses schwebte. Wer nicht an die okkulten Kräfte glaubt, von denen unser Universum durchdrungen ist, mag das für schreienden Aberglauben und pure Überspanntheit halten. Wir hörten seine schweren Schritte im Estrich auf und ab poltern, manchmal gerade vor der Zimmertür, nachdem wir ins Bett gegangen waren. Besucher erlebten dasselbe. Kaum ein Gast in unserem Haus wurde nicht irgendwie durch unsichtbare Hände belästigt oder durch plötzliche Erscheinungen gestört. Einige Verwandte wollten nach einem solchen Erlebnis nie wieder bei uns übernachten. Uns blieb nichts anderes übrig, als zu bleiben. Es war unser Heim.

Nana hatte sich weit in den hinduistischen Okkultismus eingelassen. Er fand es verkehrt, über die Religion nur zu philosophieren, statt deren übernatürliche Kräfte zu gebrauchen. Als ich älter wurde, erfuhr ich, dass er seinen ersten Sohn getötet hatte, um ihn als Säugling den Göttern zu opfern. Das war nichts Ungewöhnliches, nur sprach man nicht offen darüber. Nanans Lieblingsgottheit war Lakshmi, Genossin Vishnus, des Erhalters. Als Göttin des Reichtums und des Wohlstands bewies sie ihre großen Kräfte, als Nana beinahe über Nacht einer der mächtigsten und reichsten Männer in Trinidad wurde.

Als die kleine Bretterbude, die Nana für seine Familie und fürs Geschäft gebaut hatte, auf geheimnisvolle Art abbrannte, ersetzte er sie durch ein riesiges Haus, das zu einem Wahrzeichen an der Straße von Port of Spain nach San Fernando wurde. Niemand konnte erraten, woher das Geld plötzlich ge-

kommen war oder wo er sich dieses Gold angeeignet hatte, das in seinem Tresor aufgestapelt lag. Nur wenige der Hunderttausenden von Auswanderern aus Indien hatten es geschafft, sich so mühelos und plötzlich ein Vermögen anzuschaffen. Wir alle wussten, dass mächtige Götter ihm geholfen hatten. Dafür hatte er ihnen seine Seele gegeben.

Lutchman Singh Junction, wo ich wohnte, war nach Nana benannt worden. Es liegt an der Hauptstraße, rund dreißig Kilometer südlich von Port of Spain. Unter der zahlreichen indischen Bevölkerung auf Trinidad galt Nana als einer der führenden Hindus, als einer, der übernatürliche, geheimnisvolle Kräfte besaß, die niemand abstreiten konnte und mit denen man sich unbefugt auch nicht einlassen wollte. Es war allgemein bekannt, dass Geister diese gute Million Golddollar hüteten, die Nana auf einem seiner vielen Grundstücke zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vergraben hatte. Niemand wusste wo, und kaum einer wagte es, jenen Geistern durch Nachsuchen zu trotzen. Auch war es trotz der kräftigsten Zaubermittel keinem Obeah-Mann gelungen, den Platz ausfindig zu machen. Jene kostbaren Goldmünzen, die inzwischen im Wert beträchtlich gestiegen sind, liegen bis heute noch verborgen.

Nana schätzte die okkulten Kräfte noch höher als Reichtum. Sein dicker Stahltresor enthielt einen Gegenstand, den er um kein Geld in der Welt verkauft hätte. Es war ein kleiner, weißer Stein aus Indien mit innewohnenden Geistmächten, die sowohl heilen als auch verfluchen konnten. Zuverlässige Zeugen berichteten, dass er das Gift aus einem Schlangenbiss herausziehen konnte, wenn man ihn über die Wunde hielt. Selber habe ich das jedoch nie gesehen. Ein On-